5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 14, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Böttbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Böttbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 512. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1405). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 54 | Halle a. S., Donnerstag den 15. Oktober | 1914

Vorwärts auf Calais!

London, 14. Oktober. Nach den letzten Nachrichten der „Times“ rücken die deutschen Kolonnen sehr stark in der Richtung Ypern vor. In der Umgegend dieser Stadt scheinen die Deutschen sehr zahlreich zu sein. Aus Calais erfährt das Blatt, daß dort Hunderte von Flüchtlingen ankommen. Es wird festgestellt, daß sich das Gefechtsterrain immer mehr nach dieser Richtung ausbreitet. (B. T.)

Berlin, 14. Oktober. Nach Berichten über die deutschen Truppenbewegungen zwischen Lille und Courtrai und zwischen Lille und der französischen Küste macht man sich in Frankreich auf Versuche der deutschen Truppen gefaßt, sich an der Küste festzusetzen. Die „Times“ sagt, daß das Gelingen dieses Planes die Operationen der Verbündeten sehr erschweren würde. (B. Z.)

Kanonendonner vor Ostende.

Rotterdam, 14. Oktober. Die Londoner „Daily News“ meldet aus Ostende: Die Deutschen nähern sich aus drei Richtungen Ostende, 1. von Ypern, 2. von Courtrai und 3. von Eecloo. Die Meldung der Verlegung der Regierung machte in Ostende tiefen Eindruck. Es wird einen Ansturm auf die letzten abgehenden Dampfer geben. Südwestlich von Middelkerke ist schwerer Kanonendonner vernehmbar. In Sluis Oosburg hebt der Boden. (B. T.)

Amsterdam, 14. Oktober. „Nieuws van den Dag“ meldet aus Selzaete: Gestern hier eingetroffene Deutsche stellten die von den Belgiern zerstörte Brücke wieder her. Landwehrtruppen waren heute damit beschäftigt, westlich von Selzaete Laufgräben aufzuwerfen. Einige Bahngleise waren zerstört und die Telegraphen- und Telephonapparate vom Bahnhof weggenommen. In der Richtung von Zeebrügge ist anscheinend ein Gefecht im Gange. Den ganzen vormittag war von dorther Kanonendonner vernehmbar. (W. T. B.)

Eine britische Transportflotte vor Ostende.

Rotterdam, 14. Oktober. Es wird gemeldet, daß ein sehr großes britisches Geschwader von Transportschiffen vor Ostende angekommen ist, um gegebenenfalls die frühere Antwerpener Besatzung überschiffen zu können. Da die neu eingestellten Soldaten noch nicht kriegsfähig sein sollen, haben die britischen Militärbehörden vorgeschlagen, daß Truppen aus Nordfrankreich nach Ostende geführt werden sollen. Dieser Vorschlag ist aber von französischer Seite als für vorläufig unausführbar erklärt worden. Diese Erklärung soll eine sehr große Mißstimmung erweckt haben. König Albert ist angeboten worden, sich nach der französischen Front zu begeben, hat aber darauf eine abschlägige Antwort gegeben. (L.-A.)

Deutsche Flieger über Ostende.

Kopenhagen, 14. Oktober. „Berlinske Tidende“ meldet aus London: Deutsche Flugzeuge erschienen gestern nachmittag über Ostende und warfen einige Bomben. Sie wurden aber bald von englischen Fliegern verfolgt. Zwei deutsche Tauben, die gestern wieder in der Nähe von Paris erschienen, wurden von dem neugebildeten französischen Fliegergeschwader vertrieben. (B. Z.)

Die verständigen Genter.

Amsterdam, 14. Oktober. „Nieuws van den Dag“ meldet aus Sas van Gent: Aus Gent wird berichtet, daß die Bewohner sich den Deutschen gegenüber freundlich verhalten; das gegenseitige Verhältnis sei gut. Die Deutschen erklärten die Genter für brave Leute, denen sie durchaus nichts Böses tun würden. (L.-A.)

Tagung der belgischen Kammer.

Stockholm, 14. Oktober. Aus London wird gedrahtet, daß der deutsche Generalgouverneur in Brüssel den belgischen Kammern Gelegenheit geben will, nach den verfassungsmäßig geltenden Vorschriften während der außerordentlichen Umstände zusammenzutreten, um mit Rücksicht auf die Lage Beratungen abzuhalten und ihre Wünsche über die provisorische Regierung des Landes vorzutragen. (T. B.)

Wie die Engländer die Belgier in Stich ließen.

Stockholm, 14. Oktober. Aus London wird offiziell gemeldet, daß die britischen Verluste bei der Verteidigung Antwerpens nicht mehr als 300 Tote und Verwundete betragen. Dazu bemerkt „Aftonbladet“: Diese geringen Verluste der Engländer sind der beste Beweis dafür, daß die Belgier bis zum letzten Augenblick einen tapferen Kampf in die Länge zu ziehen und das Elend der Stadt zu vergrößern. Die belgische Armee scheint sich in voller Auflösung zu befinden.

Eine englische Stimme über Englands Schuld.

Haag, 14. Oktober. Die „Morning Post“ tadelt das Verhalten Englands gegenüber der Stadt Antwerpen. Entweder mußte man die belgische Besatzung zurückziehen und den Kampf im offenen Felde aufnehmen oder eine starke Truppenmacht zum Entsatz schicken. Statt dessen schickte man unzureichende Kräfte, ermutigte die Belgier zum Widerstande, der unter diesen Umständen erfolglos bleiben mußte. (B. Z. a. M.)

„Die Pistole gegen Englands Herz.“

Englische Blätter erkennen die Eroberung Antwerpens als eine militärische Tat an, deren Hauptbedeutung für die Deutschen darin liege, daß sie die Verbindungslinien durch Belgien sicherer mache. Napoleons Wort, daß Antwerpen die gegen Englands Herz gerichtete Pistole sei, sei leere Rethorik, solange die Pistole nicht geladen sei, das bedeute in diesem Falle von der Seeseite aus, wo England die Herrschaft habe. England könne daher die Sache mit Ruhe ansehen. (T. R.)

Bevorstehende Einnahme von Reims.

Berlin, 14. Oktober. Nach der „Kreuzzeitung“ ist der Versuch der Belgier, mit der englisch-französischen Armee in Fühlung zu kommen, als gescheitert zu betrachten. Die Besetzung von Lille hat jeden Umfassungsversuch der feindlichen Kräfte unmöglich gemacht. Da die Franzosen die Kathedrale von Reims mißbrauchen, wird man jetzt keine Rücksicht mehr darauf nehmen. Die Einnahme der Stadt steht bevor.

Die gescheiterte russische Offensive gegen Ostpreußen.

Rastenburg, 14. Oktober. Die aus besonderer Vorsicht angeordnete Räumung des Ortes Goldap von der Zivilbevölkerung hat zu unnötigen Besorgnissen Anlaß gegeben, und zahlreiche andere Orte in Ostpreußen sind völlig grundlos von einem großen Teil der Einwohnerschaft während der letzten Wochen verlassen worden. Da scheint es denn dringend geboten, festzustellen, daß bisher alle Offensivversuche von russischer Seite gänzlich gescheitert sind. Die russischen Streitkräfte haben ihre Stellung von Schirwindt entlang der Grenze bis gegenüber von Lyck, ihre Truppenzahl wird auf 6 bis 8 Armeekorps geschätzt. Es ist den Russen, unter denen sich einige sibirische Armeekorps befinden, nicht gelungen, auch nur um einen Fuß breit vorzudringen. Sie befinden sich ausnahmslos auf russischem Gebiet. (Nat. Ztg.)

Amtliche russische Lügen.

Wien, 14. Oktober. Ein russisches Communiqué vom 13. Oktober besagt, daß Abteilungen russischer Kavallerie über die Karpathen in die ungarische Ebene vorgedrungen seien. Diese Meldung illustriert die Wahrhaftigkeit der amtlichen russischen Kundmachungen. — Keine russischen Truppen haben die ungarische Ebene erreicht. Sie sind längst alle zurückgeschlagen.

Das W. T. B. verbreitet folgende amtliche Erklärung: Die St. Petersburger Telegraphenagentur verbreitet in neutralen Ländern, Deutschlands ungeheure Verluste zwängen die deutsche Regierung, alle Verfügungsbeschränkungen vom Militärdienst zu widerrufen. Da es dem deutschen Heere an Ausrüstungsgegenständen mangele, sei der Befehl erteilt worden, die Gefallenen ohne Uniformen und Stiefel zu begraben. Diese Behauptung des der russischen Regierung nahestehenden Telegraphenbureaus sind erlogen.

Oesterreichische Erfolge.

(W. T. B.) Wien, 14. Oktober. Amtlich wird verlautbart: In der Linie Stary—Sambor—Medyka sind befestigte Stellungen des Feindes. Diese Kämpfe nehmen an Ausdehnung zu. In den Karpathen nahmen wir Toromja nach vierstägigem Kampfe und verfolgten die Russen gegen Bystow. Kleinere erfolgreiche Gefechte mit zurückgehenden feindlichen Abteilungen fanden auch im Visso-Tale statt.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes.
v. Höfer, Generalmajor.

Ein neues Programm Italiens?

(W. T. B.) Basel, 14. Oktober. Die „Baseler Nachrichten“ melden aus Rom: Das einzige Programm Zupellis wird sein, Italiens Heer so schnell wie möglich bereit zu machen, damit es jeden Augenblick in den Krieg eingreifen kann.

Dämmernde Erkenntnis in Serbien.

(B. T.) Wien, 13. Oktober. Die „Südslavische Korrespondenz“ meldet aus Nisch aus einem von der Zensur genehmigten Artikel, in welchem ausgeführt wird: Wenn wir die militärische Lage auf den Hauptkriegsschauplätzen ins Auge fassen, so müssen wir zu dem Urteil kommen, daß die russische Offensive gescheitert ist. Rußland hat sich mehr zugemutet, als es leisten konnte. Was die verbündeten französischen und englischen Armeen anbelangt, so sind diese fast vollständig geschlagen. Die unwiderstehliche Kraft Deutschlands hat in diesen Monaten Belgien schon sozusagen von der europäischen Landkarte gestrichen. Das muß uns zu denken geben. Man könnte schon jetzt jene Leute feststellen, die dafür verantwortlich sind, daß die Serben das Schicksal Belgiens teilen werden.

Die neue Glanzleistung unserer Unterseeboote.

Kopenhagen, 13. Oktober. Aus Anlaß der Vernichtung des russischen Panzerkreuzers in der Ostsee schreibt das „Extrablatt“: Die Deutschen haben guten Grund zu triumphieren. Das Glück folgt ihnen, aber sie kommen nicht schlafend zu ihren Siegen. Während man beinahe überwältigt wird durch die Begebenheiten zu Lande, wo die einzigartige deutsche Tüchtigkeit den Truppen des Kaisers Sieg auf Sieg gibt, muß man auch gleichzeitig die heroische Aktivität zu Wasser bewundern, die sich bei der anscheinenden völligen Untätigkeit der anderen Flotten noch mehr hervorhebt. (B. Z. a. M.)

Wien, 14. Oktober. Die Blätter besprechen den Untergang des Panzerkreuzers „Palada“ und widmen der neuen deutschen Heldentat herzliche Worte. Das Neue Wiener Tageblatt meint: Der Verlust eines der schönsten Kreuzer wird auf die baltische Flotte jetzt noch lähmender einwirken. Immer mehr zeige sich, daß die deutsche Wehrkraft in ihren Belagerungsgeschützen, Zeppelinen und Unterseebooten Angriffswaffen besitze, denen die zu Beginn des Krieges so selbstbewußten Mächte nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen haben.

Warum der „Bajan“ dem Schicksal der „Palada“ entging.

Petersburg, 14. Oktober. Der Korrespondent der „Morning Post“ schreibt über den Untergang des Panzerkreuzers „Palada“: Der Panzerkreuzer „Bajan“, der mit der „Palada“ zusammen war, hielt genau die gegebenen Anordnungen ein und versuchte nicht, der „Palada“ zu Hilfe zu kommen, um nicht auch das Ziel der Torpedos des Unterseebootes zu werden. Der „Bajan“ war damit dem Schicksal der drei britischen Panzerkreuzer in der Nordsee entgangen. Er befindet sich, soweit bekannt, in Sicherheit.

Kein deutsches Unterseeboot von den Russen versenkt.

Berlin, 14. Oktober. Das offizielle Petersburger Telegraphenbureau verbreitet die Nachricht des russischen Admiralstabes, wonach bei der Vernichtung der „Palada“ zwei deutsche Unterseeboote versenkt worden sind. Diese Mitteilung ist — wie das W. T. B. von amtlicher Stelle erfährt — in jeder Hinsicht unzutreffend.

Was der Kaiser den Engländern wünscht.

T. U. München, 14. Oktober. Als kürzlich der Kaiser mit dem kommandierenden General des 2. bayrischen Korps, Ritter von Xylander, und dessen Generalstabschef, Generalmajor von Nagel, zusammentraf, sagte er nach Anerkennung der hervorragenden Tapferkeit der Bayern: „Ich wünsche nur den Engländern, daß sie einmal mit den Bayern zusammenkommen!“

„Die Intriganten der Weltgeschichte.“

Zu dem englisch-französisch-belgischen Geheimbund.

Wien, 14. Oktober. Zu den Mitteilungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung aus dem Brüsseler Archiv schreibt die Wiener Allgemeine Zeitung: Der deutsche Generalstab wußte längst, daß der famose englische Schutz der belgischen Neutralität ein durchsichtiger Vorwand war. Er wußte auch, daß schon vor Jahresfrist ein englisch-französisch-belgischer Offensivplan gegen Deutschlands Heer und Volk bereit war. Er wußte aber nicht und stellte es erst aus dem Brüsseler Archiv fest, daß die Abmachungen vor dem Jahre 1906 im einzelnen ausgearbeitet waren. Die Wachsamkeit der deutschen Diplomatie und die prachtvolle Arbeit und Vorbereitung der deutschen Armee wußten dem hinterlistigen Anschlag in allen Punkten die Spitze zu bieten. Den Engländern komme man nicht weiter mit Kundgebungen des Abscheus, denn diese werden an diesen falten Stirnen wirkungslos abprallen. Man stelle nur mit Genugtuung fest, daß die politische Lage für die Intriganten der Weltgeschichte sich durch die elfjährigen Ueberführungen, wie sie die Beweise der Brüsseler Archive sind, sowie durch die famose Preisgabe Antwerpens fast noch schlechter gestaltet, als die militärische. Die Welt weiß, was englische Hilfe, Betteurungen, Unschuldsschwüre und Rechtlichkeit für einen Wert haben!

Amerika für den Frieden.

London, 14. Oktober. Die „Morning Post“ meldet aus Washington: In den Vereinigten Staaten wächst die Stimmung für einen baldigen Friedensschluß, weil die Vereinigten Staaten vom Kriege so stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Die „New York Times“ schreibt: Unser Außenhandel ist zum größten Teil vernichtet, unser Innenhandel gedrückt, unsere Finanzen sind in Unordnung und unsere Börsen geschlossen. Wir protestieren ernstlich dagegen, daß uns so schwere Zeiten auferlegt werden.

Gute Nachricht aus Kamerun.

Aus Kamerun liegt eine Meldung des Gouverneurs Ebermaier von Anfang September vor, wonach die Stimmung und Gesinnung der weißen Bevölkerung ausgezeichnet sind. Die Eingeborenen verhalten sich ruhig. (W. T. B.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410156/fragment/page=0001

Kriegsbilderbogen.

Von Ehrenfeldwebel d. L. Rudolf Dammert.

Zur Veröffentlichung durch das Oberkommando in den Marken zugelassen.

I.

Auf dem Marsch.

Mit dem ersten Morgengrauen wurde es in der kleinen, von Soldaten angefüllten Stadt lebendig. Schlaftrunkene Gestalten erhoben sich aus Winkeln und Ecken, vom Boden der Gänge und Stuben und tasten nach der Lampe. Mit dem kleinsten, härtesten Fleckchen hat sich der übermüdete Körper zufrieden gegeben, wenn nur ein schützendes Dach drüber war und der kalte Wind draußen blieb. Nun streckt man den steifen, noch halbgezähmten Körper und achtet kaum darauf, daß er da und dort schmerzt und unbeweglich scheint. Er hat zu parieren und wird nicht lange gefragt. Wir haben Glück gehabt. Unsere mitleidige Wirtin, in deren Haus wir spät in der Nacht wie ein Heuschreckenschwarm eingefallen, fühlt, auch ohne daß sie unsere Sprache versteht, daß ein warmendes Kaffee für uns neues Leben bedeutet. Das heiße Wasser, zu dem wir die braune Farbe liefern, flößt wieder Kraft und Heiterkeit in unsere Adern. Nun den Tschako auf, das Gepäck über, den Säbel um und rasch Abschied; um halb fünf Uhr sammelt sich die Kompagnie auf dem Marktplatz. Wir tanzen über die dunkle enge Holztreppe hinaus in die kalte Morgenluft.

Auf dem Marktvpatz herrscht ein buntes Treiben. In wohlgeordneten Staffelungen wie breite dunkle Schattenstreifen Infanterie, im Hintergrunde die Wagen der Maschinengewehre, der Artillerie, des Gepäcks. Kavallerie trottet über den Platz und wird bereits von Infanterie an. Die Ordnung erfolgt geräuschlos. Man hört nur einzelne Kommandos, den Hufschlag von Pferden. Ueber der aus friedlicher Nachtruhe neu erstehenden Kraft, der tosenden Kriegsgewalt liegt die Dämmerung noch wie ein Nebelschleier. Ein fröhliches „Guten Morgen" als Antwort auf den Gruß des Kompagnien entlangreitenden Majors wirkt wie ein lustiger Fanfarenstoß. Neugierig schauen die Einwohner, in wärmende Tücher gehüllt, aus den Fenstern. Wie auf ein unsichtbares Zeichen setzen sich die Truppenmassen in Bewegung. Die schwarzen Infanteriestreifen rollen sich langsam auf, Geschütze donnern über das Pflaster, daß die Häuser klirren. In wenigen Minuten ist der Platz leer und verschlafen wie immer.

Wir ziehen hinaus in den neuen Tag, in unbekanntes Land, in die heiße Erwartung großer Erlebnisse. Das eigene Ich, das in der Ruhe der Nacht sehen aufgeflackert und mit dem die Träume ihr Spiel getrieben, taucht wieder unter in dem schwarzen Strom, der sich über die Landstraße ergießt. Ich gehöre mir nicht mehr, bin nur ein winziges Schräubchen in dem Millionengetriebe Und ich habe meinen festen Platz darin, in Abstand, Reihe, Bewegung genau bestimmt, nur in der Leistungsfähigkeit noch ungemessen. Aber diese Ein- und Unterordnung verkümmert nicht die Kräfte, diese wachsen vielmehr über sich selbst hinaus. Sie schöpfen aus ungeahnten Quellen und bringen Leistungen zustande, deren das losgelöste Ich niemals fähig wäre. Die finstere furchtbare Gewalt, die in dieser vorrückenden Truppe, in diesem vorstoßenden Arm der tausendarmigen wehrkräftigen deutschen Armee steckt, geht in die Muskeln und Nervensehnen des Einzelnen über, der diesen Arm bebelt, bewegt und wie unbewußt den Gehirnwellen der Armeeleitung folgt. Der deutsche „Muskel" ist nicht das willenlose Werkzeug seiner von ehrfürchtigem Vertrauen getragenen genialen Führung, er macht sich deren höheren Willen, deren kühne Einsicht mit schnellendem Verständnis zu eigen und verleiht ihm mit seinem Blut und Leben die Kraft der Tat. Ein feiner Mechanismus von Leistung und Naturgewalt bewegt sich, ständig sprungbereit, in diesem einlösigen, unpersönlichen Zuge dahinmarschierender Soldaten.

Hinter dem Rücken des Vordermannes, rechts und links in festen Gassen, geht der Weg stundenlang vorwärts. Stunde für Stunde, Tag für Tag, was bedeutet die Zeit, der Kreislauf des Gestirns? Wir kennen nur die Uhr, die mit Donnerschlägen ruft und unser und unserer Marschgenossen Schicksal kündet. Unser Weg scheint endlos, weil er ohne Ziel ist und von den Kriegsereignissen bestimmt wird. Wie im Geschirr vor dem eintönig furchenden Pflug geht unser Schritt Stunde für Stunde. Tag für Tag. Bietet die Landschaft Absonderlichkeiten, zermahnt ein Pferdeknabauer am Straßenrand, ein zusammengebrochener Wagen an die harten Tatsachen des Tages, durchbricht ein drolliges Scherzwort die Geschlossenen Reihen: die Zerstreuung ist willkommen. Der Körper versinkt in eine Art Bewußtlosigkeit. Wir fühlen nicht mehr, daß wir gehen. Mechanisch, scheinbar ohne Gehirnantrieb, bewegen sich die Beine vorwärts. Die drückende Last des Gepäcks, der Bewaffnung, der Kraftverbrauch der Bewegung lassen die Stimme Unempfindlich werden. Eine Art Dämmerzustand kommt über den Körper. Aber unbeklimmert darum, geht er seine Straße auf und ab, durch Wälder, über Felder, über Pflaster, durch Moraste und Blüten, durch Regen und Sonnenschein.

Ich versuche, gegen die Bewußtlosigkeit meiner Sinne anzukämpfen, mich zu beschäftigen. Denke an zu Hause, an berufliche, an literarische Pläne. In der tagelangen Einsamkeit der Kolonne hoffe ich, manchen Gedanken bis zu Ende durchdenken zu können. Und fühle nach kurzer Zeit solche Klarheit schwinden, empfinde es als freveltafte Ueberanstrengung, das Gehirn, das bis zum letzten Rest für den Körper beansprucht wird, für geistige Arbeit in Tätigkeit zu setzen. So sehr es schmerzt, so viel Zeit stiller Betrachtung ungenützt zu lassen, ist es doch wohl ganz bekömmlich, nach den Jahren mehr geistiger Betätigung einmal den körperlichen Energiemassen das Feld einzuräumen. Unrettbar verstellt man auf den tagelangen Kolonnenmärschen von oft 50 bis 60 Kilometer täglicher Marschleistung diesem Traumzustand. Nicht von dem Willen unseres Bewußtseins gelenkt, sucht sich das Gehirn Bilder, die sich aus Erinnerungen oder phantastischen Erscheinungen zusammensetzen. Man bewegt sich vorwärts in heiteren oder schweren Träumereien.

Wohl dem, der einen kräftigen Körper, gesunde Füße und starke Nerven hat! Im Felde wird auf Wind und Wetter keine Rücksicht genommen. Kaum bemerkt man es, wenn vom Himmel die ersten dicken Tropfen fallen, wenn in Schwaden der Nebelwind die Reihen quer über unserem Wege stand, auf uns herniederdrückt. Der Regen rieselt an unserer Unempfindlichkeit herab. Vom Helmrand tropft es auf die Nase, von den Haaren läuft es in den Kragen, von den Hosen in die Stiefel. Langsam kaut in stundenlangem Regen auch das dichte Tuch die Regenfeuchtigkeit ein. Wie ein Schwamm saugt es das Naß durchweichen, und merken es kaum, weil mit selbst dampfen von der Wärme der Bewegung. Freilich, manch altes Leiden, auch mancher Rheumatismus, der längst vergessen war, erwacht aus seinem Schlummer und zieht an Muskeln und Gliedern. Das vom Wasser vollgetränkte Gepäck beugt uns tiefer und tiefer. Und wehe, dreimal wehe, wenn von einer Fußstelle, bei manchem auf solchen Märschen seiner wahrhaftigen Achillesferse, das Telegramm nach dem Zentralnervenspstem bewegt, daß eine Blase oder die Fußsohle oder die Ferse wund geworden ist, daß der Fußlappen eine Scheuerfalte aufweist, oder bald ein Hühneraugenwerkzeug sein teuflisches Bohren und Hämmern beginnt. Da gerät das Gleichgewicht des Körpers, der Gleichschritt der Beine halt aus seiner Norm, und mit zusammengebissenen Zähnen muß die nächste Rast abgewartet werden, bei der man pfleglich den Schaden etwas mildern kann.

Wie im Traume marschiere die Kolonne dahin, Stunde für Stunde, Tag für Tag. Nach vorne und hinten sowie nach den Seiten gegen Ueberfälle gesichert. Im Geben gleichsam „ein schlafendes Heer". Aber nur scheinbar. Die gepanzerte Riesenraupe, die sich ruhelos vorwärts bewegt, ist im Innern voll wacher Kraft, voll heißem Verlangen. Ein schlummernder Orkan. Aus träumenden Sinnen heraus sind die Ohren gespitzt, die Augen wach, die Nerven sprungbereit.

Dumpfe Töne in der Ferne — ein leuchtendes Erwachen, eine zitternde Ungeduld. Rasende Pferde, knappe Befehle. Mit Blitzeschnelle löst sich die Kolonne in breite Linien auf, in eine Flutwelle der Gewalt und der Wehr. Hurra, wir fassen den Feind, es naht das große Erleben!

Kronprinz Wilhelm u. s. Hauptquartier.

Sedan 1914.

(Aus einem uns zur Verfügung gestellten Feldpostbrief.)

Wir gelangten nach einem 60 Kilometer langen Marsche abends um 9 Uhr auf dem Schlachtfelde an. Sofort wurde in Schützenlinien vorgegangen. Dabei begegnete ich schon zwei Verwundeten, das waren welche vom ersten Gefecht. Unsere Vorhut nebst Artillerie und Maschinengewehren waren seit ein paar Stunden im Gefecht gewesen, hatten den Feind überrascht und in die Flucht geschlagen. Die schweren Feldhaubitzen haben dabei großartiges geleistet, nämlich zwei französische Artillerieregimenter mit Mann und Maus in Grund und Boden geschossen. Die ganze Nacht lagen wir in Schützenlinie an einem Haferfelde zur Deckung der Artillerie, welche hinter uns stand; rechts und links von uns brannten schon einige Dörfer. Am anderen Morgen kamen wir durch B . . ., nicht weit von unserer nächtlichen Stellung, dort war die Kirche mit gefangenen Franzosen angefüllt. Dann ging es weiter. Hinter dem Orte bot sich ein grauenhafter Anblick. Hier lagen eine Menge toter und verwundeter Franzosen und etwas weiter am Waldeingang längs der Chaussee etwa zwei Kilometer nichts anderes als Geschütze, tote Franzosen und Pferde. Ich konnte ungefähr 44 Geschütze, 5- bis 400 tote Pferde und das gesamte Fahrer- und Bedienungspersonal zählen. Die Geschütze standen noch neben den Protzkasten, welche noch mit Munition angefüllt waren, und vor jedem Geschütze lagen die 6 Pferde wie vom Blitz getroffen unter- und übereinander im Chausseegraben. Die Fahrer lagen meistens zwischen den Pferden und die Kanoniere alle um und über die Geschütze, schrecklich zugerichtet. Die meisten Franzosen, welche noch flüchten konnten, hatten die Tornister nebst Kleidern weggeworfen, denn sie haben fast alle einen Zivilanzug im Tornister, den sie auf der Flucht anziehen, um dann im nächsten Dorfe, wo wir durchkommen, den Franktireur zu spielen. Bis St. Hubert sah man nichts anderes als Tornister, Mäntel und rote Hosen an der Chaussee.

Andern Tags hatten wir kleinere Gefechte; da die Franzosen noch immer auf der Flucht waren, mußten wir die ganze Nacht durchmarschieren. Die Franzosen hatten sich jetzt bei Sedan festgesetzt, mittags kamen wir ins Gefecht. Den Tag vergesse ich in meinem Leben nicht, man meinte, die Welt ginge um uns. Die Granaten schlugen rechts und links von mir ein und jeden Augenblick dachte ich, jetzt bist du an der Reihe. Unser Leutnant fiel schon in der ersten halben Stunde. Bis zum Abend waren die Franzosen in der Richtung Sedan am Zurückgehen, andern morgens wurde die Verfolgung wieder aufgenommen. Dabei hatten die Franzosen arge Verluste. Sie hatten bei Sedan die Brücken über die Maas gesprengt, und unsere Pioniere mußten im feindlichen Feuer eine Notbrücke schlagen, damit wir hinüber konnten. Als wir über die Brücke gingen, hatten wir einen schweren Stand. Die Franzosen schossen aus dem Vororte von Sedan auf uns. Sie hielten sich hinter Gartenmauern und sonstigen Deckungen auf. Das Gros der Franzosen hatte sich aber schon in der Nacht auf den Höhen hinter Sedan verschanzt. So gegen 3 Uhr nachmittags kamen wir durch Sedan und erhielten den Auftrag, südlich Sedan vorzugehen und hinter den ersten Höhen eine feindliche Batterie abzufangen. Dies wäre uns auch gelungen, wenn nicht das französischer Flieger unsere Stellung verraten hätte, jedem bekannen wir auch noch durch diese Halunken Artilleriefeuer, so daß wir auch mehrere Verwundete und Tote hatten. Das Gefecht zog sich bis nachts 2 Uhr hin. Die Franzosen hielten fast zwei Tage ihre Stellung besetzt, am zweiten Tage erstürmten wir die Stellung der Franzosen. Das war ein harter Kampf, denn schon seit vier Tagen lebten wir von Rüben und Möhren, welche wir auf den Feldern ausmachten. Wir gingen meistens im Schritt durch das feindliche Feuer, da jeder von uns, wenn er 50 Meter gelaufen hatte, nicht mehr konnte. Es konnte ungefähr 6 Uhr sein, als wir die Stellung der Franzosen hatten. Vorher machten wir in der auf der Höhe gelegenen Ortschaft zu ungefähr 20 Mann 50 Gefangene und eroberten eine Fahne.

Dann ging es wieder weiter und eine halbe Stunde nachher bekam ich einen Schuß durch die Schulter und im Rücken heraus. Es war mir, als wenn mir jemand mit der Faust aus Leibeskräften auf die Schulter geschlagen hätte. Im Nu lief mir das Blut am Arm und Rücken herunter. Ich wurde von einem Kameraden (denn im Kriege ist man von jedem Soldaten der treueste Freund) verbunden und zog mich zurück bis in das erste Haus, welches als Lazarett eingerichtet war. Dort lagen von der letzten Stunde schon drei Zimmer voll Schwerverwundete und vor dem Hause standen ca. 60 Leichtverwundete samt den gefangenen Franzosen. Jetzt mußte alles, was noch gehen konnte, zu Fuß nach Sedan, etwa 15 Kilometer. Das war kein angenehmer Marsch im feindlichen Feuer und dabei noch verwundet! In Sedan sah ich erst das Elend. Der Stabsarzt, welcher mich verband, sagte, wir hätten an dem Tage sehr viel Tote und Verwundete auf der ganzen Linie bei Sedan. Unsere Kompagnie hatte 71 Tote und Verwundete und keinen Offizier mehr. Von Sedan sind wir zwei Tage auf 60 Bauernwagen gefahren. Dann wurden wir in Libremont auf zwei Zügen verladen und kamen nach zwei Tagen in Homburg an. . . .

Aus den Kämpfen um Arras.

Der Kriegsberichterstatter der „Times", der während des schweren und langen Ringens um Arras sich in der Stadt befand und mit der französischen Artillerie im Feuer war, lendet seinem Blatt einen langen Bericht über die Kämpfe in den ersten Oktobertagen, aus denen wir einige packende Schilderungen herausnehmen.

Er war am 30. September über das völlig ruhige und tote Arras bis nach Vitry hinausgegangen, mußte aber am frühen Morgen des nächsten Tages in aller Hast den Ort verlassen, da die Deutschen heranrückten. Als er nach Arras zurückkam, war schon dessen die Stadt zu einem großen militärischen Mittelpunkt geworden, in dessen Straßen sich Artillerie und Infanterie stauten. Die Schlacht tobt schon in der Umgegend, und als die Dunkelheit hereinbricht, strömen ermüdete, beschmutzte und verwundete Scharen in endlosen Reihen in die Stadt. Stundenlang liegt der dumpfe Lärm in der Luft, das Rattern der Wagen, das Dröhnen der durch die Stadt fahrenden Kanonen, das Getrappel der Pferde und das Stampfen der Regimenter. Um 10 Uhr ist die Stadt ruhig, aber die ganze Nacht klingt in dem hellen Mondlicht von den Posten und den ferneren Donnern der Kanonen herüber. Ein nebliger düsterer Morgen bricht an. Angstvoll stehen einige wenige Einwohner herum. Der Donner der Kanonen wird immer deutlicher, erscheint immer gefährlicher. Verwundete werden gebracht, die während des Nachtkampfes ihr Schicksal ereilte. Das Schlachtenglück war den Franzosen nicht hold: sie müssen zurück. Cambrai ist „evacuiert"; ob die Deutschen es schon genommen haben, ist ungewiß. Die Lazarette füllen sich immer mehr in Arras. Die Deutschen, die bedeutende Verstärkungen haben sollen, sind so weit vor, daß ihre Granaten bereits wenige Kilometer von der Stadt niedergehen. Die folgende Nacht sind große Truppendurchmärsche, Schwadron auf Schwadron reiten ermüdete Dragoner durch die Straßen. Am nächsten Morgen nimmt der Berichterstatter wieder seinen Platz in dem Café nahe am Bahnhof. „Wir sehen die Munitionswagen, die aus der Feuerlinie fahren, sehen die Verwundeten, die hereingebracht werden. Weder die Eisenbahnlinie weg haben wir nach der deutschen Stellung im Südosten blicken. Plötzlich ist ein Flugzeug am blauen Himmel aufgetaucht. Es zieht seine Kreise über der Stellung des Feindes. Zwei Blitze am Himmel und zwei Wölkchen grünlich-gelben Rauchs, die deutschen Kanonen haben Schrapnells nach oben geschickt. Sie explodieren dicht vor ihrem Ziel. Der unerschrockene Flieger schraubt sich höher und höher. Nun kommt ein anderes Flugzeug in Sicht, es ist eine deutsche Taube. Ein aufregender Kampf in der Luft setzt ein. Die Flugzeuge nähern sich und eröffnen das Feuer aufeinander, aber ohne Erfolg. Das deutsche Flugzeug treift dann wieder seine Stellung. Schrapnells. In einem Augenblick ist es von Flammen und Rauch umschlossen; sechs Schrapnells explodieren hintereinander rings um die Maschine; doch sie wird nicht herabgeholt, sondern unverehrt fliegt sie wieder fort, und auch unser Flieger kehrt zurück. Der Feind rückt vor; das Kanonenfeuer läßt nach. Wir sind jetzt im freien Feld. Keine Hecken versperren die Aussicht und eine großartige Schlachtszene entfaltet sich vor uns. Gerade uns gegenüber am südlichen Horizont schlagen die Flammen aus einem in Herbstlaub gebetteten Bauernghöft. Wie Trauerfahnen flattern die Rauchschwaden im Abendhimmel. Ein Schuß folgt dem andern durch die Luft. Gerade vor uns ist eine französische Batterie in Tätigkeit. Durch unsere Gläser können wir die Artilleristen mit den dunkelblauen Uniformen sehen, wie sie die Kanonen bedienen. Weiter im Südosten, wo Cambrai liegt, ragt ein Gehölz gegen den Horizont. Hinter diesem Gehölz geht französische Infanterie vor. Rauchwölkchen schweben am Himmel. Flammen zucken über den Wald wie Blitze, die in den Baumgipfeln tanzen. Der Feind beschießt das Gehölz mit Granaten, um die Infanterie herauszutreiben. Wir schauen wie festgebannt. Da auf einmal ein Donnerschlag, der die Erde erattern macht. 200 Meter von uns steigt eine große Rauchwolke auf, die Deutschen beschießen jetzt die Batterie in der Nähe von uns. Nun ist es Zeit zu gehen. Langsam senkt sich die Nacht hernieder, und der Silbermond gießt sein bleiches Licht über das aufgewühlte Feld."

Am Abend des nächsten Tages entsteht dann eine ungeheure Aufregung in Arras. Die Stadt wird evacuiert; alle Männer im Alter von 18—45 Jahren müssen sie verlassen. Frauen und Kinder raffen das Notdürftigste zusammen und eilen fort. Da verläßt auch er Arras.

Fliegererlebnisse.

Um 7 Uhr startete ich mit meinem Freunde M. zur „Nahaufklärung". Bald liegt der Morgendunst unter uns, über uns stahlblauer Himmel, im Osten klettert die Sonne blutigrot über den Dunst. 1500 Meter Höhe! Wir schwenken nach unserm Aufklärungsstreifen ein. Unter uns ziehen ein paar Schäfchenwolken durch, wir können aber durchsehen. Unter uns lange schmale Striche. Das sind Schützengräben. Einzelnen auf der Karte. Links an dem Dorf blitzt's auf. Man sieht kleine Viereckr, hier stehen deutsche Geschütze! Eingezeichnet! Hinten an dem Wald Fahrzeugansammlungen, Bewegung. Da, noch eine Batterie, aha, das ist die, die gestern die Xer flankierte. Einzeichnen! Ein Zug nach Y fahrend, der bringt Munition. Unter uns zieht's sich immer mehr zu, man kann nur noch durch Löcher beobachten. Da klingt plötzlich in dem gemütlichen Gesumme unseres Mercedes, hier stehen deutsche Ton; da kommt auch schon in rasender Fahrt (Summe meiner und seiner Geschwindigkeit) ein Doppeldecker spitz auf uns zu. M. schreit gellend: Der hat ein Maschinengewehr! Er macht den Karabiner fertig. Das Herz schlägt mir doch schneller. Ich schlage scharf rechts einen Bogen, der Gegner schwenkt mir nach, jetzt packt M. sein Gewehr scharf im Auge und winkt mich ein. Jetzt schneidet er rechts auf uns zu. Ich schmeiße meinen Vogel scharf um den rechten Flügel herum, während M. drei Schuß auf ihn feuert, Wirkung ist nicht zu sehen. Dagegen klatscht ein Schuß in mein Tragdeck. Jetzt hilft nur Kaltblütigkeit, mit der der gute Gott zu reichlich ausstattete. Ich halte scharf Kurs auf den Feind zu; er wendet rechts, ich links, die Entfernung zwischen uns wird größer, bald ist er nur noch ein Punkt. M. reicht mir die Hand über die Karosserie. Also wieder einmal dem Leben wiedergegeben! Nun aber zurück und nieder! Borne bei der Gefechtsstation des Generalkommandos liegt ein Landekreuz, darauf setzen wir auf. Der ganze Generalstab kommt schon auf uns zu. Was neues? Wir geben unsere mit den feindlichen Stellungen bemalte Karte. Der Chef des Stabes bäckt Vortrag über unsere Erkundung, während der Korpsbahnhof mir in äußerst verständnisinniger Weise eine Zigarette gibt. „Nun fahren Sie, bitte, noch zur schweren Artillerie und geben denen die Ziele." Unser Auto fährt an Gräbern vorbei, Gräbern mit Helmen, Gräbern mit Käppis. Hier ist vor drei Tagen jeder Fußbreit mit Blut erkämpft worden. Wir kommen in die kleine Stadt . . . hinein.

Wo ist die Beobachtungsstelle der schweren Artillerie? Man weist uns ein hochgelegenes Haus. Pfiinch — rach! saust ein franzmännischer Gruß über uns weg. Die vom Fluge her etwas erregten Nerven lassen mich eine tiefe Verbeugung machen. Lächerlich! Ueber Trümmer von Möbeln, tote Pferde, Damenwäsche, ein Klavier, einen toten Etatmajor geht's zur Beobachtungsstelle, die Telephonstrippe zur Batterie zeigt den Weg. Der Hauptmann am Scherenfernrohr an der Dachluke ist sehr entzückt. Na, dann wollen wir sie mal ausräuchern, er schmunzelt über den ganzen Vollbart. Wir bieten ihm zur Schußbeobachtung an. Jawohl! Das Ziel wird vereinbart. Wir zurück zum Apparat. Nach einer halben Stunde erscheinen wir in 1000 Meter Höhe, höher erlauben es die Wolken jetzt nicht mehr, vor der schweren Batterie. Jetzt feuern unsere Brummer eine Lage (4 Schuß), sie lagen zu kurz zum Ziel. Endlich feuern sie richtig; vor und unter uns liegen die Sprengwolken in der feindlichen Batterie. M. und ich lachen uns an, jetzt können wir wieder landen. Das wäre geschafft! Nach dem Essen kommt eine andere Batterie der Franzmänner daran. Man ist mit sich zufrieden. Ein schöner Tag. So, nun noch die Bemerkung, daß kein Fliegerlatein dabei ist. Das ist das Wundervolle an unserm Beruf, daß man unendlich viel greifbar nützen kann und immer den Erfolg von oben feststellen kann, den unsere Bemühungen erreicht haben. (Köln. Ztg.)

Ein deutscher Fliegertod.

In einem englischen Blatte lesen wir: Als die Königinwitwe Alexandra jüngst einen Besuch in einem Londoner Hospital abstattete, hörte sie mit großer Aufmerksamkeit einem spannenden Berichte zu, den ihr ein Verwundeter, ein Unteroffizier der „Royal Engineers", erzählte. Der Verwundete erzählte: „Sein Bataillon hatte eine Gefechtspause und die Soldaten hatten sich zur Ruhe auf der Erde ausgestreckt. Plötzlich flog ein deutscher Aeroplan direkt über den Truppen in ziemlicher Höhe dahin. Sofort nahmen britische und französische Aviatiker die Verfolgung auf. Wir lagen ruhig und sahen mit Erstaunen und Entsetzen dem fürchterlichen Luftkampfe zu. Wir hörten das laute Surren der Motoren und sahen, wie die Aeroplane immer höher und höher stiegen in dem Bestreben, einer den andern zu überflügeln. Plötzlich erblickten wir einen englischen Aeroplan hoch über dem deutschen. Darauf hörten wir einen lauten Knall und schon sahen wir, wie die deutsche Maschine zu sinken begann. Langsam glitt sie zur Erde herab, landete sicher, lief noch eine kurze Strecke dahin und kam dann still. Wir eilten hinzu, um den Aviatiker gefangen zu nehmen. Aber als wir näher kamen, hielten wir plötzlich betroffen inne. Der Aviatiker war tot, er muß einen tödlichen Schuß erhalten haben, hatte aber noch den Mut und die Energie besessen, die Maschine abzustellen und im Gleitflug herabzugeben! Noch in Tode ruhte seine Hand fest auf dem Steuer, und als wir den Toten aus dem Aeroplan herausholten, mußten wir sanft die Hand von dem Steuer entfernen. Diese Treue und Pflichterfüllung des toten Feindes ist mir unvergeßlich geblieben und ich sehe noch immer die Züge seines energischen Gesichtes vor mir und seine Hand fest auf dem Steuer ruhen."

Die Abenteuer des Kanoniers.

Ein österreichischer Kanonier, der an der Beschießung der belgischen Festung Namur teilgenommen hat, trat auf der Durchreise nach seinem Heimatsort in Wien ein. In lebendiger Weise erzählte der Kanonier folgende Erlebnisse: Wir lagen in einer Entfernt. 20 Kilometer von Namur. Um 5 Uhr früh begannen wir mit unseren Motorbatterien, die in kürzester Zeit montiert und schußbereit waren, Namur zu beschießen. Bis 4 Uhr nachmittags nahm ich an der Beschießung teil. Dann wurden wir von anderen Mannschaften abgelöst. Ich benutzte meine Ruhzeit zu einem Streifzug durch das Schlachtfeld. Ich hatte ein lebhaftes Interesse daran, das Schlachtfeld in seiner ganzen Beschaffenheit kennen zu lernen. Während ich nun die Gegend durchstreifte, hörte ich plötzlich auf einer Anhöhe aus einem Feldgebüsch einen Schrei.

Ich lief nach der Richtung, aus der der Schrei kam, und als ich die Zweige des Gebüsches auseinanderbog, sah ich einen belgischen Soldaten einem preußischen Feldwebel, der durch einen Schrapnellschuß am Fuße verletzt war und sich deshalb nicht fortbewegen konnte, arg bedrängte. Kurz entschlossen setzte ich mein Gewehr an und schoß den Belgier, der offenbar den Feldwebel niedermachen wollte, nieder. Dann nahm ich den Feldwebel auf die Arme und trug ihn ins Lager. Zum Dank, daß ich ihn vom sicheren Tode errettete, schenkte mir der Feldwebel seine Medaille „für zwölfjährige treue Dienste".

Dies erzählte der Kanonier in selbstverständlichem Ton; unwillkürlich fällt der Blick auf die an seine Brust geheftete Medaille, das Geschenk des Feldwebels. Die Vorderseite der Medaille trägt die Inschrift: „Treue Dienste der Fahne", während die Rückseite bloß die Zahl Zwölf in römischen Ziffern aufweist. Und dieses Zeichen ist der beredte Zeuge der tapferen Tat des Kanoniers.

„Als ich den Feldwebel bei meiner Barterie heraushatte," fuhr der Kanonier fort, „begab ich mich in den nahen Wald, um meinen Durst zu stillen. Gerade, da ich mich über die Quelle bückte, sprang ein Mann aus dem Gebüsch auf mich zu und versetzte mir mit einem scharfen Messer in die rechte Bauchseite einen Stich. Ich hatte noch die Kraft, mich rasch zu wenden, sah den fliehenden Mistetäter, ergriff meinen Stutzen und feuerte auf den Franzmann gerade in dem Augenblick, als er sich nach mir umwandte. Mein Schuß ging ihm durch den Kopf und tötete ihn auf der Stelle."

Während der Kanonier dies erzählt, steckte er seinen Finger durch ein Loch, das sich vorn auf seiner Bluse befindet: es ist die Stelle, durch welche das Messer des Franktireurs ihn traf. Im deutschen Lazarett in Bierz wurde der Kanonier operiert, und nachdem er soweit hergestellt war, daß er transportfähig war, wurde ihm gestattet, die Reise nach Wien anzutreten, um in häuslicher Pflege vollkommen zu genesen.

(„Chemn. Allg. Ztg.")

„Ich melde mich!"

Den Tod eines deutschen Soldaten im Lazarett vom Maastricht schildert in der dortigen „Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande und Belgien" der Leiter des Krankenhauses, Dr. Broer: Den dramatischen Höhepunkt voller Schrecknisse bildeten die letzten Worte eines jungen Deutschen. Tage und Stunden hatte er bewußtlos gelegen. Kurz vor seinem Tode schlug er die Augen auf und flüsterte, sich mühsam aufrichtend: „Herr Leutnant, ich melde mich zur Stelle!" Alle Umstehenden waren wie niedergeschmettert! In seinem Todeskampf siegte noch das eiserne Pflichtgefühl.

Ich melde mich! Oh du mich, Herr der Heere,
Ruft oder nicht, ich trete in die Reih'n;
Mit meinem Volke stell ich mich zur Wehre,
Mit meinem Volk will ich in Waffen sein.

Ich melde mich! Mein Oberst, ich hör fragen:
Wer ist bereit zu einem Todesritt,
Im Feindesland auf Kundschaft?" Ich will's wagen
Auf Tod und Leben, Herr, ich reite mit.

Ich melde mich! Ich hab den Feind erfunden
Und seine Kugeln, o, ich mocht' sie weit.
Die Sinne schwinden, todesschwer verwundet
Muß ich mich melden in das Lazarett.

Ich melde mich, Herr über Tod und Leben,
Die Woffe sank' ich, kann nicht kämpfen mehr.
Heerscharen-Gott, dir hab ich mich ergeben,
Nun stell mich ein ins große Geisterheer.

Albrecht Thoma.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410156/fragment/page=0002